VOM EIGENWERT DER CHINESISCHEN KULTUR

VON ERWIN ROUSSELLE

Kulturhöhe und Macht sind zwei der wichtigsten Säulen des internationalen Ansehens eines Reiches. Aber beide haben oft gar nichts miteinander zu tun. Gerade dem Deutschen ist sein Vaterland mit seiner wechselreichen Geschichte ein Beispiel dafür, daß nicht das eine das andere notwendigerweise bedingt. So zeigt auch die Geschichte Chinas, daß ihr ungeheuer reicher dramatischer Ablauf sehr oft Zeitalter durchmessen hat, in denen die beiden Kurven von Kultur und militärischer Macht, von „Wen und Wu", sich durchaus nicht deckten. Wer wollte — wenn wir von den heutigen Verhältnissen einmal absehen — bestreiten, daß das politisch zerrissene und ohnmächtige China der Sung-Zeit zugleich eine Ära hoher, ja überfeinerter Kultur darstellte. Und so lenkt sich auch heute wieder inmitten des nationalen Unglücks des Reiches der Mitte unser Blick auf die Kulturgüter, die China hervorgebracht hat und der Menschheit bietet, um den in ihnen sich ausdrückenden Genius der Rasse zu verstehen, einen Genius, der durch mannigfache Verwandlungen und Gestaltungen hindurch im wesentlichen seiner eigenen Linie treu geblieben ist, Eigenwerte an Kultur geschaffen hat und trotz mannigfacher politischer Zusammenbrüche immer wieder auch als Machtfaktor sein Haupt erhebt, wenn die Zeit erfüllt ist.

Jedem, der lange in China nicht nur gewohnt, sondern Chinesen zu Freunden gewonnen und das Leben des Volkes — etwa auf dem Lande — mitgemacht hat, fällt wohl als Gegensatz zum Abendland zunächst auf, daß Kultur (dies Wort in einem sehr innerlichen Sinne!) keineswegs auf eine bestimmte Schicht beschränkt ist, vielmehr die ganze Nation (von den Enklaven halb zivilisierter Urvölker sehe ich hier ab) durchtränkt. Natürlich ist diese Kultur nicht intellektuelle Bildung. Die Bauern sind ja zum größten Teil Analphabeten, kennen allerdings doch einen erheblichen Teil markanter Sprüche der klassischen Literatur, soweit sie sprichwörtlich oder geflügelte Worte geworden sind. Aber Kultur im Sinne von Herzenstakt, von frommer Einhaltung der Sitte, ja von Lebensweisheit und von einem gewissen Geschmack, das ist bei der so dürftig lebenden und sich so vielfach bescheidenden Bauernschaft Chinas doch in einem ungleich stärkeren Maße vorhanden als bei den Bauern vieler anderer Nationen. Die große Tradition menschlicher Werte seit der chinesischen Antike und die seit der Han-Zeit immer stärker werdende Blutmischung der jeweiligen Herrenschicht mit dem Volke haben diese Nation im Laufe zweier Jahrtausende ziemlich gleichmäßig mit kulturgesättigtem Blut durchtränkt, so daß die Hochschätzung der Familientradition selbst dem einfachsten Manne — auch wenn die Geschichte seiner Familie nicht mit welthistorischen Ereignissen verknüpft ist — eine Selbstverständlichkeit ist.

Die Tatsache des in der Rasse so weithin wirksamen Vätererbes und seiner Pflege wäre nun nicht voll verständlich, wenn nicht ein Letztes dahinter stünde: eine Weltanschauung, gegründet auf die Wirklichkeit des Lebendigen

im All. Die vielhundertjährigen Stammbaumlisten und Familienchroniken[1] auch der einfachsten Leute mit ihrem Auf und Ab des äußeren Glückes wären ja sinnlos, wenn sie nicht in ein überzeitliches Weltgefühl einbezogen wären, das im Ahnenkult eine eigentümliche Lebensgemeinschaft der gegenwärtigen Generationen mit den Abgeschiedenen über den Wechsel der Zeiten hin geschaffen hat. Schon allein dies lebhafte und durch den Totenkult ständig wach gehaltene Bewußtsein, in einer überzeitlichen Kette ohne Anfang, ohne Ende zu stehen, gibt den einzelnen eine stoische Erhabenheit über das persönliche Schicksal, deren sittliche Stärke nicht gering zu schätzen ist und die der chinesischen Gesittung einen besonderen und beispielhaften Wert verleiht. Die aus solch sakraler Weihe der Generationenfolge entspringende Ergriffenheit des Herzens beim regelmäßigen Ahnenopfer, bei der Familienfeier am Altjahrsabend, bei den Allerseelenfesten im Frühjahr und Herbst usw. weckt und nährt die Pietät (Hiau) und das Gefühl für die Familie, die nun einmal in der menschlichen Gesellschaft sich als eine besonders wertvolle und zugleich natürliche Pflegestätte des Ethischen erwiesen hat. Im Ahnenkult liegt nicht nur etwas nach rückwärts Blickendes, sondern zugleich ein nach vorwärts, auf Gestaltung Drängendes: nämlich sich als „der Ahnen treuer Sohn" in sittlichem Wandel zu erweisen. Die Verwobenheit von Sittlichkeit und Sitte, von Gesinnung und Kult ist gerade jenes überaus wirksame Mittel chinesischer Erziehung, der Grund der seelischen Zähigkeit und Stärke der Nation und der Ausdruck einer Vorstellungsweise, die auch den Abendländern durchaus Achtung gebietend erscheinen muß.

Aber jene Vorstellungsweise vom Werte der Sitten und des Kultes greift noch viel weiter und führt aus dem Kreise der Familie heraus. „Riten haben" (Yu Li) ist der Ausdruck für „höflich sein", ja sogar mit der Klangfarbe von „Takt und Sittlichkeit besitzen", und „keine Riten haben" (Me Yu Li) ist so ungefähr das vernichtendste Urteil, das über einen Menschen gefällt werden kann. Jene Riten bezeichnen die Sitten, die gegenüber der Umwelt und der Überwelt innezuhalten sind, wir sehen: der ganze Kosmos ist für den Chinesen ein sakrales Gefüge und das Leben ein Ritus — um es einmal etwas überscharf auszudrücken.

Diese Auffassung wäre nun nicht möglich, wenn nicht die ganze Weltanschauung der Chinesen das Moment der universistischen Allbeseelung mit sich führte. Jener abendländische Zwiespalt von Geist und Natur, der mit zum Untergang der Antike beigetragen hat, ist hier nicht da. Der chinesische Mensch ist naturverbunden. Das ganze All ist ihm lebendig verwandt. Und auch wenn einem aufgeklärten Geist Himmel und Erde, Berg und Wasser, Stein und Baum nicht mehr einfach als beseelt gelten, so sind sie ihm doch Symbole, die für sein Leben von unendlich fruchtbarer Bedeutung sind. Ist doch die ganze stumme Natur auf der anderen Seite noch nicht von der

[1] Der größte Teil der chinesischen Familien kann die Geschichte der Familie um etwa tausend Jahre bis zur Tang-Zeit lückenlos zurückverfolgen, mit Unterbrechungen auch bis zur Han-Zeit, ein kleiner Teil noch weiter — allerdings vielfach legendär — in die vorchristlichen Jahrtausende. Aber selbst in der Familie der Nachkommen des Konfuzius existiert eine Lücke von drei unbekannten Generationen.

Leidenschaft bewegt, der das Menschenherz ausgesetzt ist. So ist sie Symbol für die Reinheit, und in der Natur fühlt sich der Mensch geborgen. Alles im Kosmos hat seine Ordnung. Einordnung ist daher wahre Weisheit. Jeder hat seinen Ort in diesem Gefüge, und wenn er diesen ausfüllt, „als Sohn Sohn, als Vater Vater, als Untertan Untertan ist", so ist die Harmonie der Welt vollkommen. Und wie nach alter Anschauung der höchste Gott das ganze Weltall regierte, so regiert in seinem Auftrag der „Himmelssohn" das Weltreich; beide wesentlich durch — Nichthandeln. Daß die Welt nicht ein Kosmos, sondern ein Chaos sein könnte, diese furchtbare Annahme erscheint der chinesischen Auffassung sinnlos. Wie aber ordnet man sich in diesen unendlichen sinnvollen Kosmos ein? Dadurch, daß man seinen Ort ausfüllt durch Beobachtung der Sitte, der „Riten".

Es wäre äußerst voreilig, wenn man „als Abendländer" diese Anschauung vom Kosmos und von den „Riten" als animistisch, als magisch etikettieren und dann meinen wollte, man hätte sie abgetan, weil uns selber diese ganze Überlieferung von Sitten und Gebräuchen und erst recht die ganze kultische Gestaltung des Lebens verlorengegangen ist. Wir haben uns vielmehr prüfend zu fragen, was als Wirklichkeit diesen Anschauungen zugrunde liegt, welche Werte sie in sich bergen, auch wenn natürlich historisch ihre Wurzeln aus einer magischen Epoche der chinesischen Vorzeit stammen und wenn auch die Naturverbundenheit ursprünglich einmal eine Naturgebundenheit gewesen ist (und beim gemeinen Manne vielfach noch heute ist).

Können wir ernstlich als wirklich bestreiten, daß die Einbezogenheit des Einzelnen in die unendliche Kette der vergangenen und kommenden Generationen eine Grundtatsache ist, auf der sich erst unser einmaliges kurzes Leben erhebt? Wollen wir verneinen, daß die Naturverbundenheit ein sinnvoller Ausdruck unserer Stellung im Weltganzen ist? Dürfen wir es ablehnen, daß diese Einbeziehung des Einzelnen in Familie, Staat und Weltall durch Pflege der entsprechenden Gesinnung nach den Regeln der Sitte wach gehalten werden soll?

Und wer könnte den sittlichen Wert der chinesischen Anschauungen leugnen? Weltüberlegen wird man nur von einem zeitüberlegenen Standpunkt aus; auf den aber drängt die Ahnenverehrung hin. Ethische Gesinnung ist nur möglich, wenn das Weltganze als sinnvoll angenommen wird. Was aber die Einordnung des Menschen in den Kosmos anlangt, die der Kern der sakralen Familien- und Staatsauffassung ist, so ist sie alles andere als Passivität, sie ist Sinnträgerschaft, Pflichterfüllung auf dem Platze, auf den man hingestellt ist — auch wenn man dadurch in Gegensatz zu machtvollen Gruppen und Meinungen tritt. Da kann man sich gefährden, dann hat man — wenn es sein muß — unterzugehen, etwa wie ein kaiserlicher Zensor aus Protest gegen die Sitten des Herrschers Selbstmord begeht: „Man kommt in Gefahr, aber — kein Makel!" verkündet das Buch der Wandlungen an vielen Stellen.

Der Geist antiker Größe geht durch die Ethik des Chinesentums, und der Geist der Weite schafft sein alles verbindendes Weltbild. Gewiß ist fast alles

grundlegend anders als bei uns und doch wiederum menschlich verwandt. Aber auch da, wo wir auf Anschauungen treffen, die wir nicht haben, vielleicht niemals hatten oder nicht mehr haben, liegt oft nicht nur etwas vor, das man verstehen, aber nicht mitmachen kann, sondern nicht selten ein tiefer Sinn, der auf einer anderen Ebene der Wirklichkeit liegt, und ein hoher sittlicher Wert. Hierzu gehört nun gerade das Sakrale, der Ritus. Daß die Sitte eingehalten werden sollte, wird noch vom Abendländer gemeinhin gebilligt, aber Sitte im Sinne von Riten ist im Westen eine fast verlorengegangene Welt.

Einst war auch unser ganzes Leben von „Sitte und Brauch" durchzogen und zu einem kultischen Kosmos gestaltet, der einerseits „die Hauptstufen des Menschendaseins", ferner „Leben und Arbeit daheim und draußen" und endlich die „Zeiten und Feste des Jahres[1]" sinnvoll deutend zum Ausdruck brachte. Was heute noch von dieser kultischen Weihe des Lebens, in der das Wissen um seine wahren Quellen sich kundtut, lebt, ist beträchtlich, wenn auch landschaftlich verschieden und auf dem Lande mehr erhalten als in der Stadt. Leider hat die christliche Kirche in Deutschland (im Gegensatz zu England) seit Karl dem Großen sehr oft mit zerstörender Gewalt in diese ganze festlich-würdige und oft so dionysisch-fröhliche Welt eingegriffen und nur Teile durch christliche Färbung und Veredelung sich angeglichen. Betrachtet man aber das, was noch heute an altehrwürdigen Sitten lebt bei Geburt, Hochzeit und Totenfeiern, bei Familienfesten, Vertragsabschlüssen und Verbündungen, in den Verkehrsformen und bei der Begehung der alten Festzeiten und -tage des Jahres (natürlich mit teilweise „heidnischem" Gepräge), so sieht man, welche geschlossene Welt uns nur noch in Trümmern erhalten ist. Das alles aber ist in China noch lebendig.

Vergegenwärtigt man sich ferner, daß in all diesen alten Überlieferungen und Bräuchen dem Hausvater eine Art priesterliche Funktion zustand (wie dies im Westen fast nur noch bei den Juden heute der Fall ist), so begreift man, welche Bedeutung für die Familie, für ihre Frömmigkeit und ihre Ethik, für die Zähigkeit der Rasse diese Welt des Ritus hat, im Gegensatz zu Religionskreisen, wo all dies der Familie genommen und auf die Kirche beschränkt ist (wie besonders im Protestantismus). Die Familie neben den öffentlichen Verbänden als Träger sakraler Funktionen einem Kosmos eingeordnet, der weltanschaulich von Leben erfüllt war, das besaßen wir einst, besitzt noch China, vielleicht werden wir es wieder einmal besitzen.

Wir sind kultisch so verarmt, daß wir unsere Armut an sinnvoller „Sitte und Brauch" überhaupt nicht mehr spüren, ja uns von dem Reichtum unserer Vorfahren und der Chinesen nur eine äußerliche Vorstellung machen und z. B.

[1] Vgl. P. Sartori „Sitte und Brauch", 3 Bde. (über die oben einzeln angeführten drei Gebiete), Leipzig 1910—1914. „Das ganze geheiligte Brauchtum unseres Volkes, wie es fast jede Stunde des Tages, alle Zeiten des Jahres, sämtliche Abschnitte und Ereignisse des Menschenlebens umkränzte und verschönte, war einst ein reicher Schmuck des heimischen Volks-Daseins: gewoben aus schönen, echtfarbigen Fäden; ein Feierkleid, das oftmals angetan wurde und immer als ehrwürdig gegolten hat, da es Erbe der Ahnen und eigenes Erleben immer von Neuem zur Einheit zusammenschloß und so jedem neuen Enkelgeschlechte wieder die Lebensfäden zeigte, die einer Volkheit Vorzeit und Zukunft miteinander verbinden." (Hans Hahne „Vom deutschen Jahreslauf und Brauch", S. 76, Diederichs, Jena 1926.)

die wertvolle seelische Erschütterung und Erhebung, die der Chinese bei den großen Allerseelenfesten als Tischgemeinschaft mit der Kette der Toten erfährt, nur undeutlich nachempfinden können.

Eins aber ist klar: der Chinese steht weltanschaulich und nach Sittlichkeit und Sitte noch in einem kosmischen Gefüge höchsten Wertes, bei dessen Betrachtung wir nur bedauern, daß wir im Westen nicht eine gleich umfassende und alle verbindende Sitte gegenüberstellen können.

Das wissenschaftliche Weltbild wandelt sich im Lauf der Zeiten, die philosophisch-religiöse Weltanschauung braucht — wenn sie genügend Niveau besitzt — hiervon nicht berührt zu werden. Der Prozeß des Galilei ist uns heute unverständlich geworden, denn ob die Erde sich um die Sonne oder die Sonne sich um die Erde dreht, ist metaphysisch und für das Christentum restlos gleichgültig. Allerhand allzu menschliche Vorstellungen der Volksreligion mußten freilich verschwinden bei einer kopernikanischen Wendung. In eben dieser Lage befindet sich nun heute China. Eine Weltachse existiert naturwissenschaftlich nicht, desgleichen kein Pol am Nordhimmel als ruhender Thron des höchsten Gottes. Alles davon Abgeleitete: das Blicken des Herrschers nach Süden, die Lage der Hauptstadt im Norden, China als Erdreich, der Kaiser als einziger Himmelssohn usw., ist nun hinfällig geworden. In der Verzweiflung über den Zusammenbruch des alten Weltbildes vergißt die heutige chinesische Generation nur zu leicht, daß der Kern der alten Weltanschauung, die Lehre vom Tao und von der wahren Natur (Sing) des Menschen eine so sinnvolle Formel ist, daß das Gemeinte durch eine „kopernikanische Wendung" überhaupt nicht zu erschüttern ist. Wir müssen den Chinesen in Weltanschauung, Sittlichkeit und Sitte Eigenwerte zugestehen, vor denen wir nur Hochachtung haben können. Wir sehen natürlich von den mancherlei „heterodoxen" Zeiten und Systemen ab und halten uns an die Grundauffassungen, die gemeinhin als chinesische Tradition gelten und die auch weder zu sehr rationalistisch noch zu sehr mystisch sind, sondern ein wundervolles Gleichgewicht zeigen.

Wir haben bisher die eigentlichen Welt- und Lebensanschauungen Chinas in ihren wichtigsten Grundlagen berührt: dem Tao, das Natur und Sitte regelt, in der Einreihung des Menschen in die zeitüberlegene Kette der Generationen, in der hier entspringenden Familienpietät und in dem stoischen Charakter der Sittlichkeit und in der Staatsgesinnung als loyale Einordnung in ein Gefüge höherer Artung, das selber Teil des Kosmos ist, und endlich in „Sitte und Brauch" (Li) als einem Lebenssystem, das Mensch, Familie, Staat und Kosmos umspannt und regelt, ja regiert. Hier liegen Eigenart und Wert der chinesischen Kultur verankert. Es ist verständlich, daß der Mensch, der völlig mit diesem Kosmos und seinen Regeln harmoniert, der berufene Führer ist, den Staat zu verwalten und zu regieren. Von den Auswirkungen einer solchen religiös-sittlichen Grundlage können wir natürlich nur eben das Wichtigste streifen, wir denken dabei insbesondere an Beispiele aus dem Recht, aus der Wirtschaft und der Kunst. Entsprechend der großen Bedeutung der Li und

der Ungeschriebenheit der meisten Gesetze bestrafte die chinesische Justiz den Verstoß gegen die Sitten, gegen die Sittlichkeit, gleichgültig ob hierzu ein Gesetz die Handhabe bot oder nicht. Erst der moderne Anschluß an die europäische Rationalisierung hat die Strafmöglichkeit und den Prozeßverlust auf diejenigen Fälle eingeschränkt, die im Gesetz aufgezählt werden. Gewiß sprechen viele Gründe für das Abendländische, aber in der alten chinesischen Auffassung steckt ein Humanismus von großem sittlichem Ernst. Das juristisch Rechte deckte sich noch mit dem sittlich Rechten in seinem ganzen Umfange, und das Rechtsbewußtsein im Volke empfindet auch noch heute so. Das erschütternde abendländische Bekenntnis des offenen Konfliktes von Recht und Sittlichkeit, des „summum ius summa iniuria", das wir nicht allzuselten aussprechen müssen, war bei einem gerechten Richter Altchinas unmöglich (von freilich vorhandenen anderen Schattenseiten sehen wir hier ab). Der Richter hatte nicht juristisch, sondern vor allem sittlich und human zu denken, er mußte „weise" sein — ein Prädikat, das auf einen abendländischen Richter schlechtweg nicht paßt (dafür hat er andere Vorzüge).

Wenden wir uns nun der chinesischen Wissenschaft zu, so wollen wir aus der Fülle des von den Chinesen Geleisteten nur ein Gebiet herausgreifen, das für die ganze Nation bezeichnend ist: die Geschichtswissenschaft. Die Chinesen sind ein „historisch denkendes Volk" — was nicht gleichbedeutend ist mit „geschichtlich denkend" —, ebenso wie das andere große Kulturvolk Asiens, die Inder, ein unhistorisch denkendes Volk ist. Geschichte ist für den Chinesen kein sinnloses, zufälliges Geschehen, sondern der Ausdruck einer tieferen, in ihr sich ausdrückenden sittlichen Gesetzmäßigkeit, die letztlich kosmisch verankert ist. Geschichtsschreibung ist daher nicht Chronik und Tatsachenbericht, sondern Sinndeutung des Geschehens, Gestaltung der Tatsachen. Geschichtsbücher sollen also zugleich Lehrbücher der Staatsweisheit sein.

Alle Wissenschaft ist, soweit wir sie zurückverfolgen können, einem magischen Zeitalter entsprungen und war daher magische Wissenschaft. Gewiß fehlte ihr noch das volle „gegenständliche" Denken. Aber aus jenem antiken Zustand ersteht zugleich der Sinn für die Teilhaftigkeit der Tatsachen an einer sittlichen Weltordnung. Der Ahnenkult bot wohl u. a. zuerst die Veranlassung, sich mit der Geschichte dauernd zu beschäftigen. Die Archivare der fürstlichen Familientempel waren, wie Franke nachgewiesen hat, zugleich die ersten Chronisten und Geschichtsschreiber. Aber über das eigentliche Annalistische hinaus erhebt sich der Geist des Konfuzius, der — auf eine sonderbare Weise verborgen Lob und Tadel spendend — die Geschichtsschreibung in seinen Frühling- und Herbstannalen zum Spiegelbild des Widerstreites von Sitte und Wirklichkeit werden läßt. Im Dso Dschuan, dem angeblichen Kommentar hierzu, finden wir bereits die Überwindung des Chronikenstils durch die zusammenhängende Darstellung. Von den großen späteren Historikern, wahrhaften Gestaltern des Materials wie Sï-Ma Tsiën (von ca. 140 bis 80 v. Chr.) in dessen historischen Aufzeichnungen und Sï-Ma Guang (1019 bis 1086) ganz zu schweigen. Des letzteren Werk heißt „Der die Regierung(skunst) basierende durchgehende Spiegel". Ein für China

äußerst charakteristischer Titel eines Geschichtswerkes! Wir verhehlen uns nicht, daß diese Methode der Geschichtsschreibung und Tatsachengestaltung allerernstesten wissenschaftlichen Bedenken unterliegt. Wir wissen ja, welcher Wust von gänzlich Schiefem und Unwahrem hierdurch in die chinesische Historie eingedrungen ist. Wir stellen gleichwohl diese Geschichtsschreibung, die eine historia sacra für das dem Tao des Weltalls eingefügte imperium sacrum geschaffen hat, neben die hellenische, neben die alttestamentliche. Ihre historischen Fehler haben die Chinesen im Laufe der letzten Jahrhunderte durch Rückgang auf die sogenannte Han-Schule und scharfe philologische Textkritik selber aufgedeckt, die große gestaltende Kraft des im Sittlichen beheimateten Genius der Rasse aber bleibt davon unberührt, im Gegenteil, sie hat hier einen Eigenwert chinesischer Kultur hervorgebracht, der uns menschliche Hochachtung — bei aller wissenschaftlichen Reserve — abnötigt.

Wie hier ein überragender menschlicher Wert in die Wissenschaft eingreift — wer dächte übrigens nicht vergleichsweise an die höchst persönliche Geschichtsgestaltung Rankes oder gar Treitschkes! —, so ist auch die Kunst in innigstem Zusammenhang mit jenem ganzen Kosmos, in welchem sich der Chinese kraft seiner Anschauung angesiedelt und gestaltend eingerichtet hat. Auch Kunst war wohl, wenn wir die ältesten Schnitzereien der Ausgrabungen von An Yang und die Ornamentik der Dschou-Bronzen betrachten, magisch bedingte Kunst. Die in der Han-Zeit sich vollziehende Wendung zur gegenständlichen Kunst — im Einklang mit der ganzen Geistesentwicklung der letzten damaligen Jahrhunderte — führte weiter, hat aber glücklicherweise nicht den Weg zu der Tiefe verbaut. Im Gegenteil, jene Freiheit und das Über-den-Dingen-Schweben, wie sie die große Malerei zeigt, etwa bei Wang We und seiner Schule, die Abstraktion von der Farbe des Objekts, vom Raum, der Eingang ins Unendliche und jene „Bewegung des Odems" weisen die Malerei als echten Ausdruck der großen weltanschaulichen Erbauffassungen aus. Auch in allen Einzelerscheinungen tritt uns eben Chinas Kultur als geschlossenes Ganzes, als eine Welt — ruhend in sich — entgegen.

Zum Schlusse aber müssen wir noch einen Gedanken betonen. Was sind alle Werke der Kultur, der Wissenschaft und der Kunst, was die tiefen Gedanken chinesischer Welt- und Lebensanschauung gegenüber dem lebendigen Menschen? Eine Kultur lebt nur so lange als sie lebendige Menschen als Ausdruck ihres Wesens hervorbringt und herausstellt, in welchen ihre ganze Welt mit ihren Eigenwerten da ist. Das chinesische Humanitätsideal gipfelt in dem Wunschbild des „Edlen" oder getreuer gesagt: des „Fürstlichen", des seigneurialen Menschen. In ihm sollen all die großen Eigenschaften und Werte vorhanden sein: die Allverbundenheit, die Erhebung über die Zeitspanne der eigenen Generation, die stoische Ethik, die Pietät in der Familie, die Loyalität im Staate, die Summe der Bildung und des Geschmacks, die Fähigkeit zu regieren und die Beobachtung der Sitte. Wer das Glück gehabt hat, solche „Edle" in China persönlich kennenzulernen — etwa Staatsmänner, die zugleich noch alte Han-Lin-Akademiker waren —, der hat damit vielleicht den tiefsten Eindruck

von chinesischer Kultur empfangen. Hier ist keine Leistung mehr notwendig, keine ehrgeizige Prätention, wie beim japanischen Ideal des „Kriegers" (Bushi), des halbhörigen Ministerialen (Samurai), dessen Kodex — am Chinesischen gemessen — leicht etwas subaltern wirkt. Der „fürstliche Mensch" ist bescheiden, ja demütig, Prätentionen sind ihm fremd, denn er hat sie nicht nötig. Er wirkt durch „Nichthandeln", durch sein Dasein überzeugend. Er ist völlig frei und souverän. Der chinesische „Edle" ist, wie eine Definition sagt, Ne Scheng, Wai Wang, „im Innern ein Heiliger, nach außen ein König". — Und in der Hervorbringung solcher Menschentypen ist wohl der größte und beispielhafteste Eigenwert chinesischer Kultur enthalten.

Die alte Gestalt der chinesischen Kultur ist rettungslos dem Untergang geweiht. Die Zeit einer Neuschöpfung hat mitten im Zusammenbruch begonnen. Solange China noch Menschen von gleich überzeugendem Wesen herausstellt wie die Vergangenheit, steht ihm noch eine große Zukunft und seinem Genius eine neue Gestalt in einer neuen Kultur bevor.

CHINA BEI DER JAHRESWENDE

VON WILHELM SCHÜLER

Der Anblick, in dem sich uns China, Regierung und Volk, zu Beginn des neuen Jahres darstellt, mag wohl mit einem in schwerer Seenot befindlichen Schiff verglichen werden. Sturmböen, bald hier bald dort aufspringend, erschüttern es bis in die Fugen, Sturzseen gehen über Deck und reißen ihm ganze Teile der Reling und des Rumpfes ab. Dazu die bange Frage: Wo ist der Kapitän, der zu führen versteht? Und werden die Offiziere, angesichts der Gefahr des Untergangs, den selbstsüchtigen Hader begraben, der zwischen ihnen brennt?

Es ist kein Zweifel: schwer kämpft China als Gesamtorganismus um sein Leben auf fast allen Gebieten, in welchen die Kraft und Lebendigkeit eines Volkes zur Erscheinung kommt. Aber indem man den Blick eingehender auf seine Lage richtet, muß man sich davor hüten, die einzelnen Erscheinungen losgelöst für sich allein zu betrachten und zu beurteilen. Vielmehr wird man diese nur dann wirklich verstehen, wenn man sie im Strom einer Lebensbewegung großen Ausmaßes erfaßt, bei der das Heute nur eine Durchgangsstufe darstellt. Es gilt darum die Vorfrage: Was hat China in seine heutige furchtbare Lage gebracht?

Immer wieder gilt es dabei ins Auge zu fassen, wie China im Laufe von Jahrhunderten, ja Jahrtausenden in seinen weit gespannten Grenzen einen einzigartigen Organismus von Staat und Volk, Wirtschaft und Gesellschaft, Bindung und Freiheit, Natur und Kultur geschaffen hat, der trotz der schweren zeitweisen Brüche, die uns die Geschichte an diesem Organismus zeigt, sich überwiegend als eine „Natürliche Ordnung" bewundernswerter Art herausgestellt und in der längsten Dauer, die je einem Staatswesen beschieden war, beglaubigt hat. Dieses Reich der selbstsicheren Mitte, dessen Bann — dem geistigen und kulturellen noch viel mehr als dem politischen — keines der es umgebenden Länder und Völker sich entziehen konnte, wurde in seinem Grund-